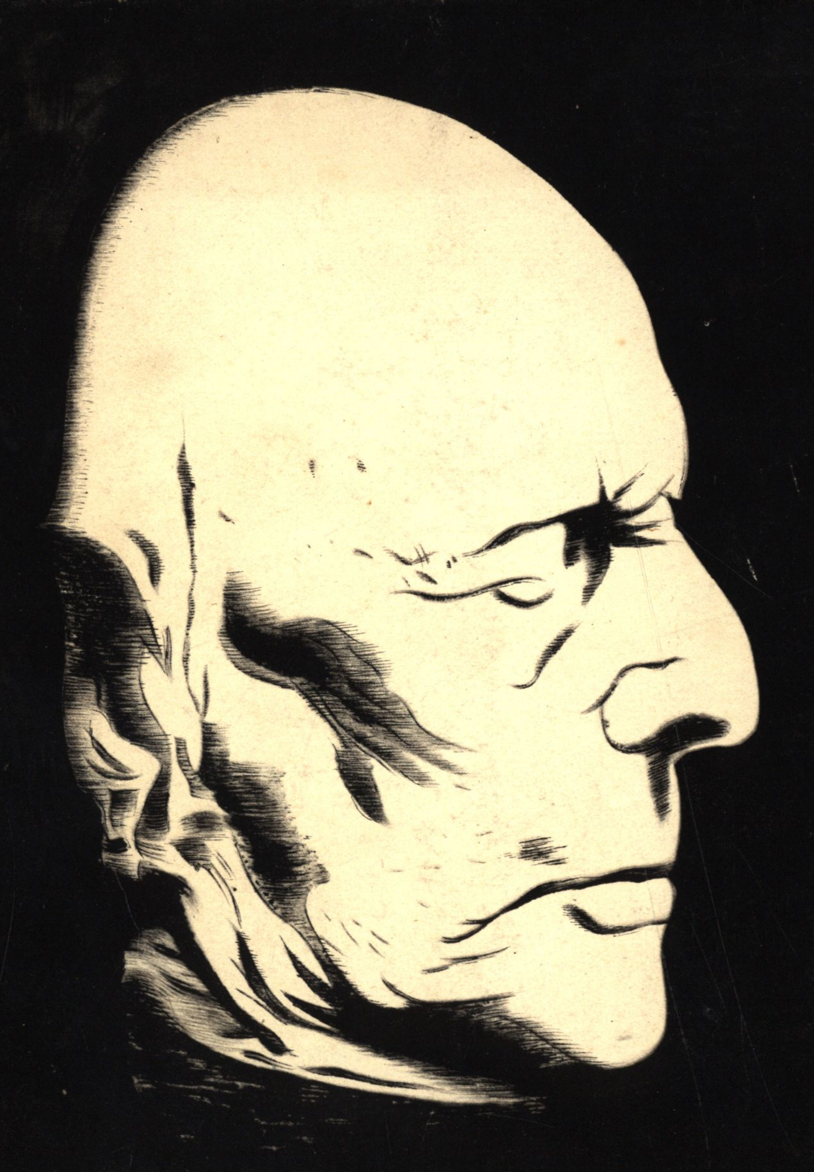
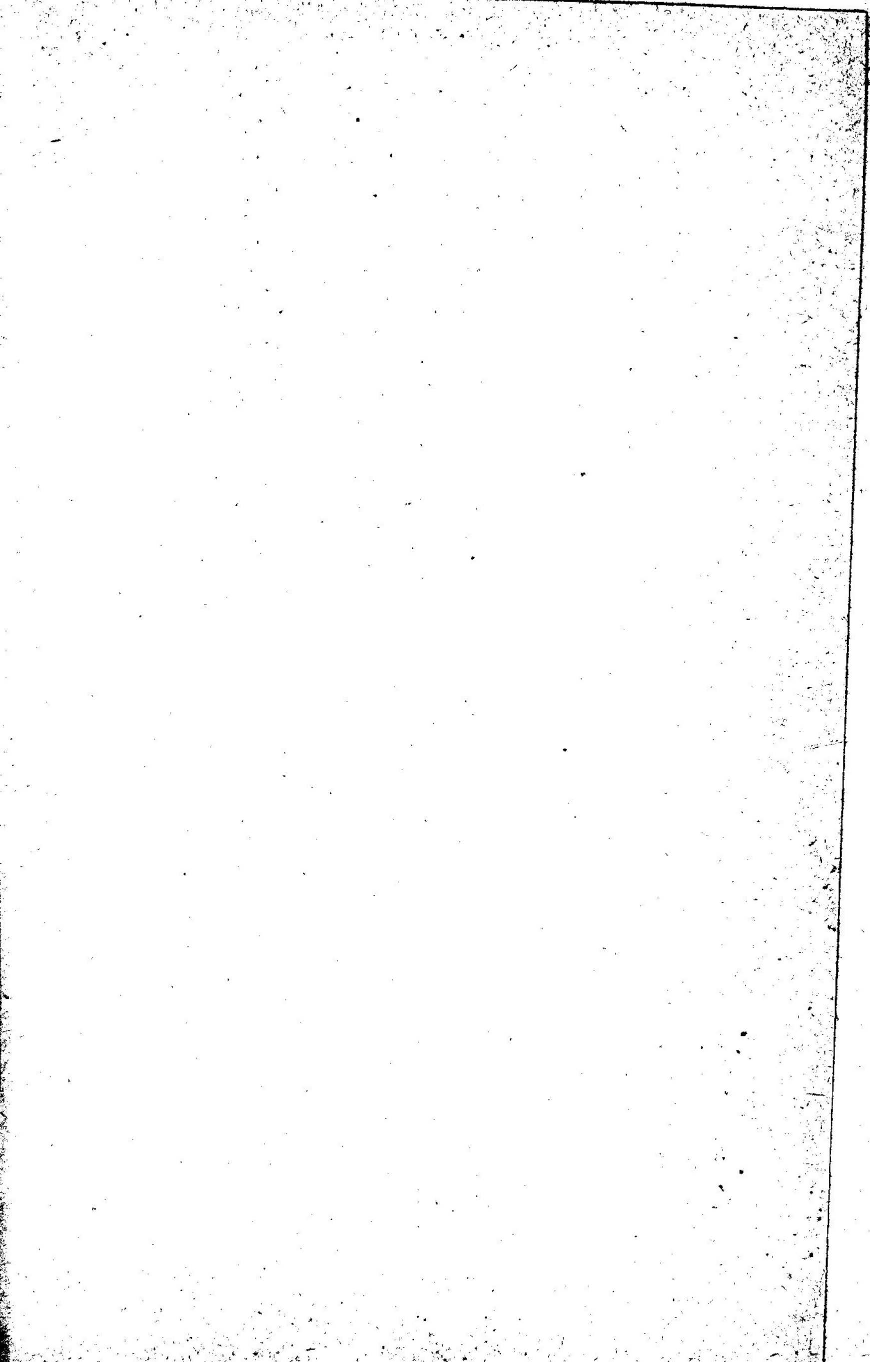
SIMONEIT · UNSTERBLICHE SOLDATEN

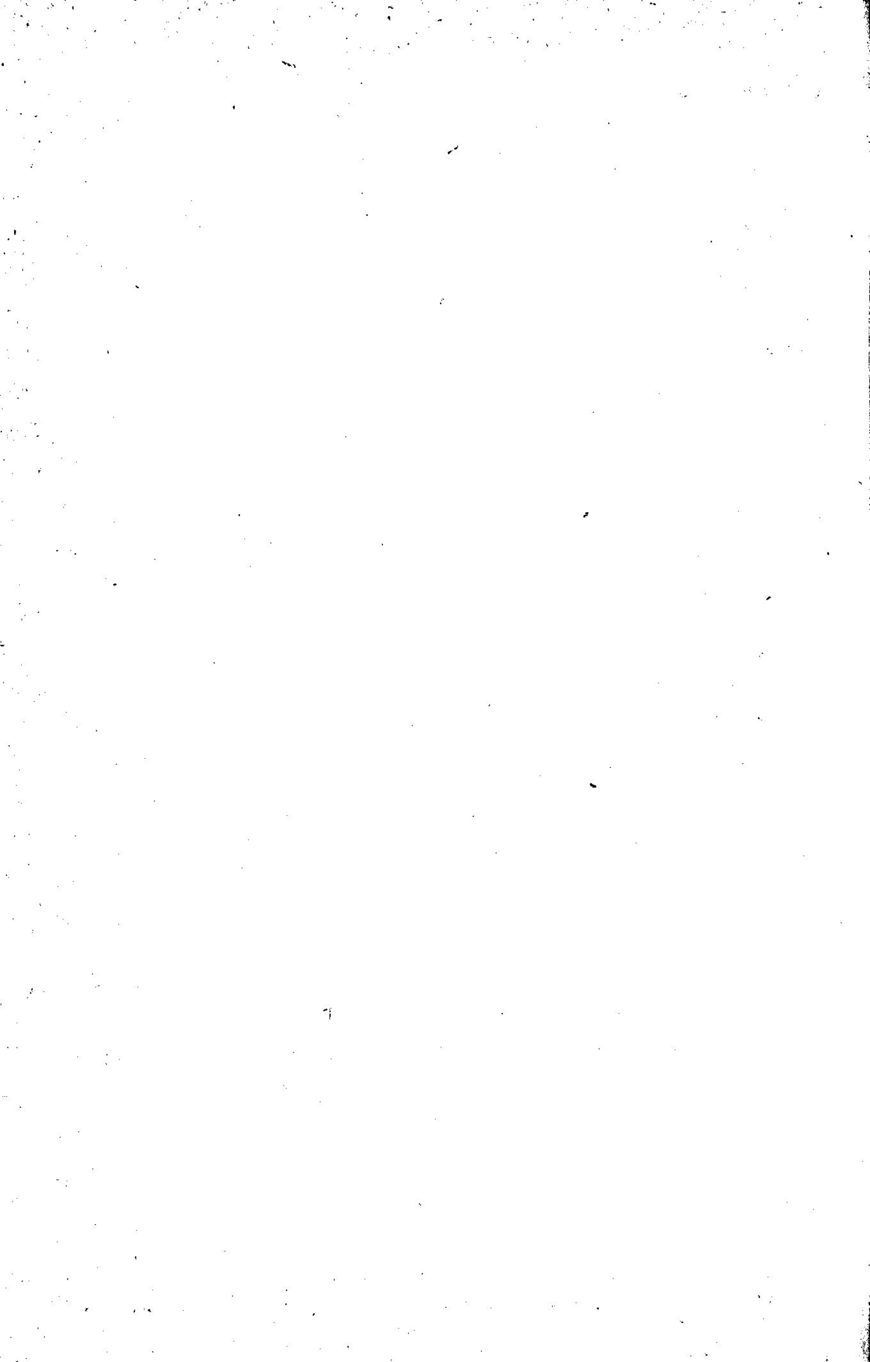


Unſterbliche Soldaten

BOEHLAND







UNSTERBLICHE SOLDATEN

VON DER ÜBERWINDUNG DES TODES DURCH DEN GEIST

VON

DR. MAX SIMONEIT

Mit 17 Aufnahmen von Totenmasken

1941

NIBELUNGEN-VERLAG · BERLIN-LEIPZIG

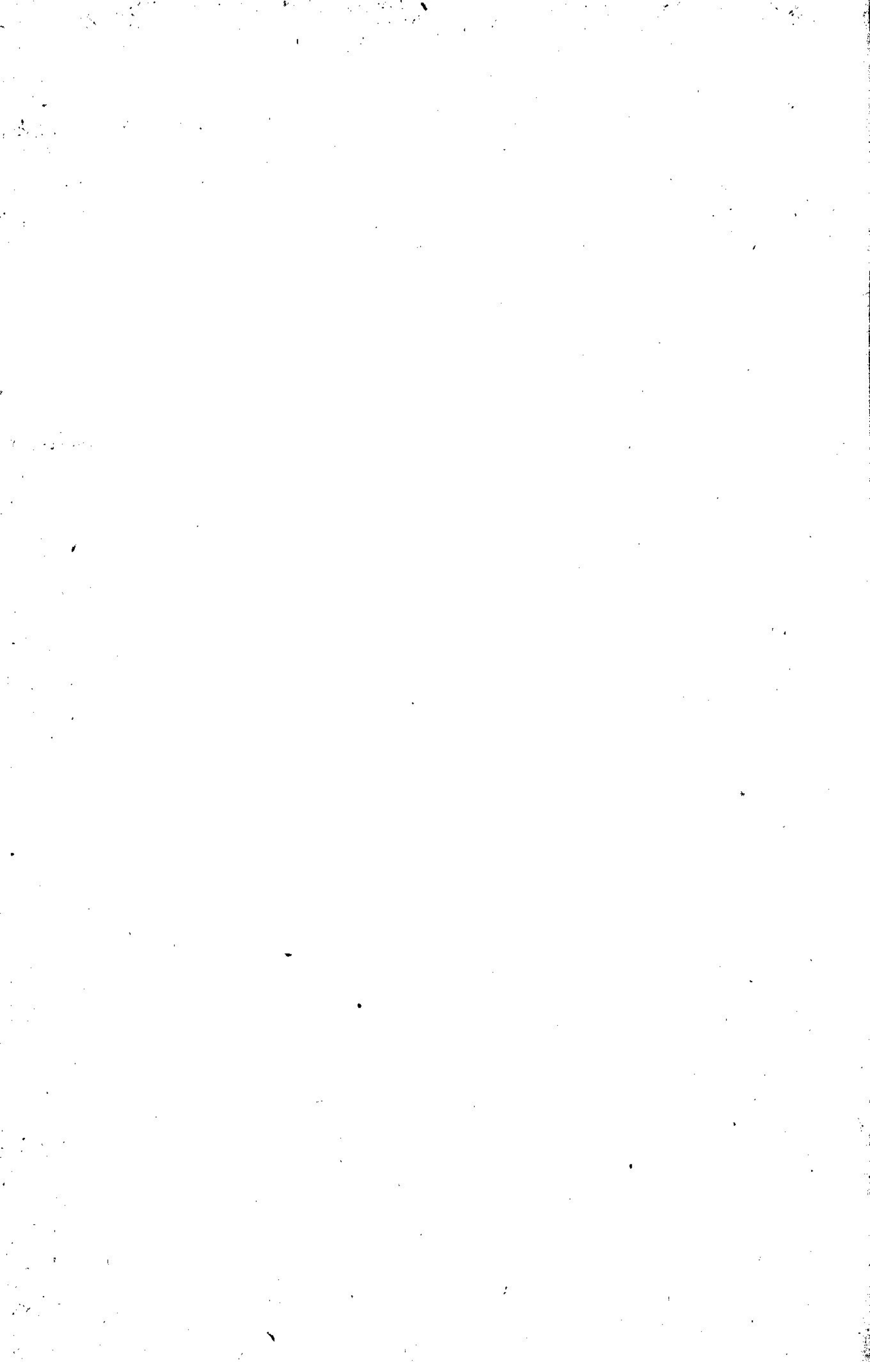
Die Foto-Aufnahmen der Totenmasken für dieses Buch wurden von Fotograf Erich Kirsten-Leipzig hergestellt. – Die Masken wurden dazu vom Oberkommando des Heeres (33, 35, 41), vom Hohenzollern-Museum, Schloß Monbijou, Berlin (9, 11, 15, 17, 19, 21, 23, 27, 29) und von Herrn Verlagsbuchhändler Walter Krieg, Berlin (13, 25, 31, 37, 39) zur Verfügung gestellt.

SONDERAUSGABE VON HEFT 3
DER SCHRIFTENREIHE DER AKTION
»SOLDAT UND STAATSMANN«

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt in der Offizin Poeschel & Trepte · Leipzig
Entwurf des Einbandes: Johannes Boehland

INHALT



EINFÜHRUNG

Zum Wesen unserer Seele gehört Spannung. Die sinnvollste Spannung hat die Schöpfung zwischen Leben und Tod erzeugt. Ewiges, das heißt vom Tode unbedrohtes Leben ist frei von wesentlichen Spannungen. Es fragt sich, ob es so noch Leben zu sein vermag.

Die Furcht des Menschen vor dem Tode entspringt einem Mangel an Einfügung in das Lebensgesetz und äußert eine Undankbarkeit gegenüber der genossenen Freude am Leben. Mit dem Leben ist der Tod gesetzt: »Sobald wir anfangen zu leben, drückt oben das Schicksal den Pfeil des Todes aus der Ewigkeit ab – er fliegt so lange als wir atmen, und wenn er ankommt, so hören wir auf« (Jean Paul). Ein solches unveränderliches Gesetz verlangt billigende Einfügung.

In seinen natürlichen Regungen allerdings wird der Mensch die Todesfurcht wohl immer durchleiden, so sehr er sie auch zu bannen sich be-

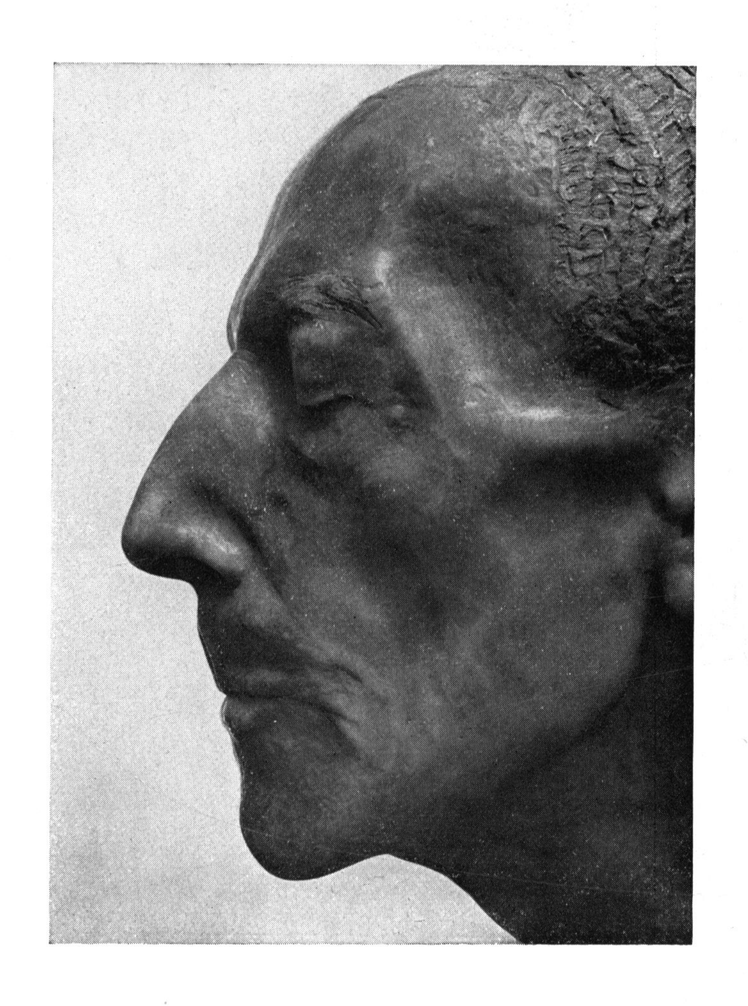
müht. Die Überlegenheit des Geistes über das Körperliche sollte ihm allerdings auch die innere Überlegenheit über den Tod ermöglichen.

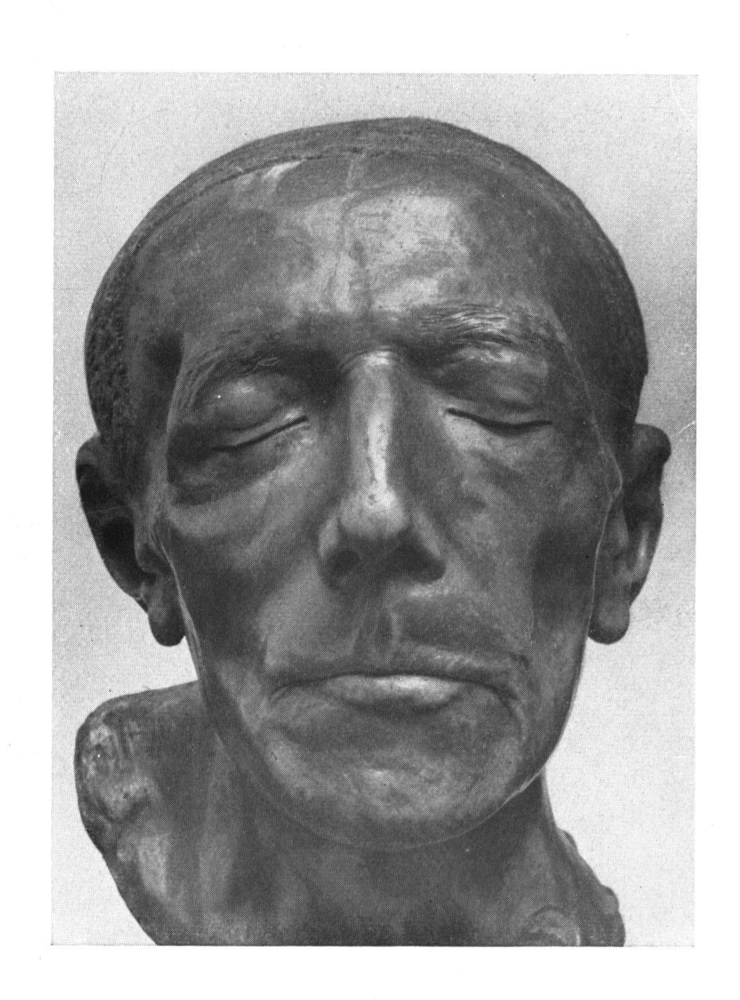
Das bewußte Leiden des Menschen um das Sterben entspringt der Unerforschbarkeit dessen, was jenseits der Lebensgrenze liegt, der Trauer über die Trennung von liebgewordenen Menschen und der Wehmut über die Unvollkommenheit des Lebenswerkes. Diese Erlebnisse reichen aber nicht aus, um das Grauen zu rechtfertigen, das sich mit den irdischen Zeichen des Todes, dem Sarg, der Leiche und dem Totengerippe, oft in der menschlichen Vorstellung verbindet. Soldaten und Staatsmänner, die große Erfolge nur in einem mutig gestalteten gefährlichen Leben sichern konnten, zeigen auch im toten Gesicht die überlegene Festigkeit gegenüber dem Tode.

Das wirkliche Wesen des Sterbens und des Todes bleibt uns ewig ungewiß, weil sich der Mund der Kundigen zu ewigem Schweigen unabänderlich verschließt und der Tod nicht Inhalt unse-

rer irdischen Erfahrung ist. Eine beredte Spra-
che aber vermögen die letzten Spuren der das
Leben zum Abschied grüßenden Seele im Ge-
sicht des Toten zu hinterlassen. Mit der Größe
der geschwundenen Seele wächst auch die Grö-
ße des Sieges über den Tod, von dem die Spra-
che der Totenmaske im Falle des natürlichen
Verlöschens des Lebens immer kündet. Und be-
schloß bei großen Soldaten und Staatsmännern
das Sterben ein von Erfolg gesegnetes Schaffen,
dann liegt über den Zügen des in Ewigkeit Ent-
schlafenen fast immer ein erhabener Schimmer
beginnender Seligkeit.
Aber auch vom Leben kündet das tote Gesicht
der steinernen Maske, wenn es gelungen war,
sie unmittelbar nach dem Verlöschen zu ge-
stalten. In solchen glücklichen Fällen gibt sie
häufig wesensechtere Züge wieder, als das vom
Verstand und vom Willen gehaltene Gesicht im
Leben selbst sie zu zeigen vermag. In den Augen-
blicken des Sterbens fallen die Hemmungen, –
fällt die Maske, die der mit den Nöten des Le-

bens belastete Mensch seinen Mitmenschen zu zeigen pflegt. Hüllenlos stellt sich die Seele dem Tode entgegen und wächst zum letztenmal zu ihrem Totalwesen empor, so wie es der Schöpfer und das Leben gestaltet haben. Die Totenmaske verliert dann ihren Maskencharakter und wird zum echten Totengesicht. Rein und mit erhabe⸗ ner Gelassenheit schauen uns die Züge Gestor⸗ bener in der Stunde des Todes an – im Herzen der Schauenden tiefe Ehrfurcht erregend.





FRIEDRICH DER GROSSE

1712–1786, regierte in Preußen von 1740–1786.

Die historische Größe außerordentlicher Menschen rückt sie in eine seelische Ferne, die sie unirdisch erscheinen lassen kann. Der Große König aber hat durchaus irdisch gelebt und gelitten, gerungen und gesiegt. Allerdings hob ihn der hohe Grad von Durchgeistigung seines Wesens auf einen geistigen Thron, der den seines wirklichen Königtums noch wirksam überragte. Er war kein Feldherr und Staatsmann der urwüchsigen Triebhaftigkeit oder des dunklen Abenteuers, sondern der innerlichsten Verantwortlichkeit. Ihn drängten nicht instinktive Kräfte, sondern Ideen und Ideale. Ihr ewiger Glanz veredelt auch die Züge des toten Königs.

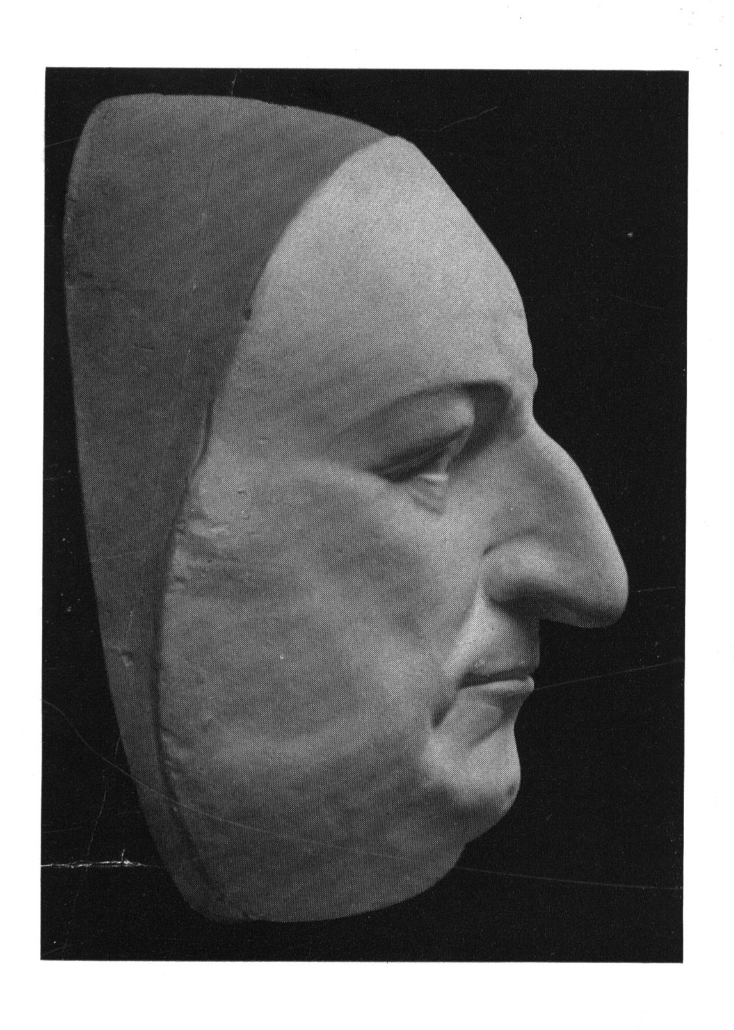
Hier ist vom Feuer königlicher Leidenschaften vollkommen ausgeglühtes Leben zum Denkmal erhabener Majestät erstarrt. Der Geist ist nicht gewichen, sondern hat sich in die innerste

Tiefe im Siegesbewußtsein des Geleisteten und in der weisen Achtung vor dem im Kämpfen und Forschen Nichtleistbaren zurückgezogen. Er hat die Augen in jene dem Schauenden unverfolgbare Tiefe mitgenommen und auch die früher so häufig zu spitzigem Lächeln bereiten Wangen nach innen gezogen, still gelegt und in sich selbst verankert. Das Ganze aber bleibt dem Leben in würdevoller Überlegenheit zugewandt, stößt doch dies hoheitsvoll erhobene Haupt immer noch leistungsstolz in den irdischen Raum. Dieses Gesicht ist noch vom Geist der Worte erfüllt, die der Große König zu seinen Soldaten in Gegenwart des Todes sprach:

»Habt ihr nicht genug gelebt, ihr Rackers?«

oder von dem Geist der Worte, mit denen er jenen in der Todesstunde schmerzvoll nach seiner Mutter schreienden Fähnrich zur Ruhe zwang:

»Sterb er brav, Fähnrich.«





FRIEDRICH WILHELM
DER GROSSE KURFÜRST

1620–1688, regierender Kurfürst von Brandenburg, Urgroßvater Friedrichs des Großen.

Der Große Kurfürst ist der eigentliche Schöpfer der machtpolitischen Grundlagen des preußischen Staates. Sein Sohn Friedrich I. schuf auf diesen Grundlagen das preußische Königtum, sein Enkel Friedrich Wilhelm I. Armee und Beamtentum, sein Urenkel Friedrich der Große aber den Raum und den Ruhm, der Preußens Weltstellung ermöglichte.

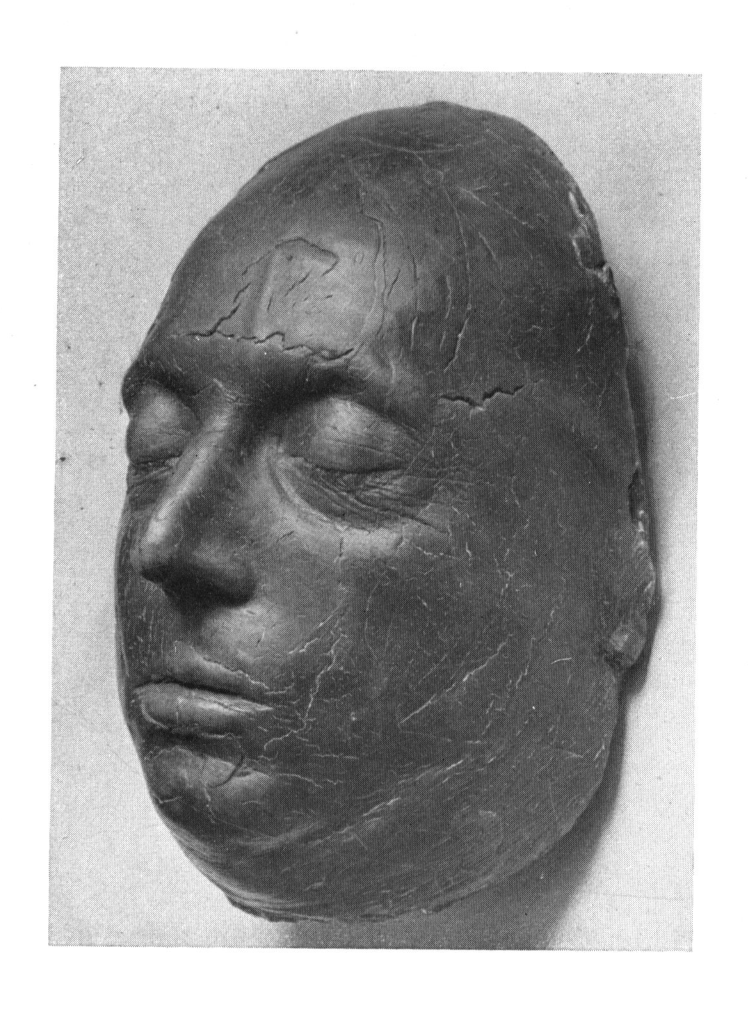
Die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten wird weniger durch die bedeutenden Siege von Warschau (1656) und Fehrbellin (1675), weniger durch die diplomatische Beweglichkeit seiner weiträumigen und einfallreichen Europapolitik, weniger auch durch seine Finanz- und Wirtschaftsreformen als vielmehr durch das monumentale Gewicht seiner sittlichen Haltung und Gesinnung gekennzeichnet.

Heinrich von Kleist hat im »Prinzen von Hom-

burg« diesen Charakter dichterisch gestaltet – die Geschichte wird demgegenüber Einzelheiten zu korrigieren haben. Wahr aber bleibt, daß dieser gerechte Landesfürst, kühne Feldherr und phantasievolle Politiker die Selbstüberwindung im Dienste des Staates unsterblich gelebt und gelehrt hat.

Obwohl die Totenmaske von diesem starken Leben noch manches zu spüren gibt, läßt sie uns doch den Menschen fern und fremd erscheinen. Das Auge des Toten ruht kühl beobachtend auf einem fernen Ziel. Der Mundausdruck steht zu diesem prüfenden Auge in voller Harmonie. Der Gegenstand des Prüfens ist der Tod, der den kämpferisch schaffenden und gestaltenden Fürsten in unermüdlichem Dienste traf.

Aber auch hier war das Ergebnis dieses Prüfens jene im Leben immer wieder bewiesene Unerschütterlichkeit, die den Tod ebenso unerbittlich als Sühne für eine den Staat gefährdende Schuld wie auch als gesetzlichen Abschluß des Lebens anerkannte.





FRIEDRICH WILHELM I.

1688–1740, König von Preußen, Soldaten- und Beamtenkönig, Vater Friedrichs des Großen.

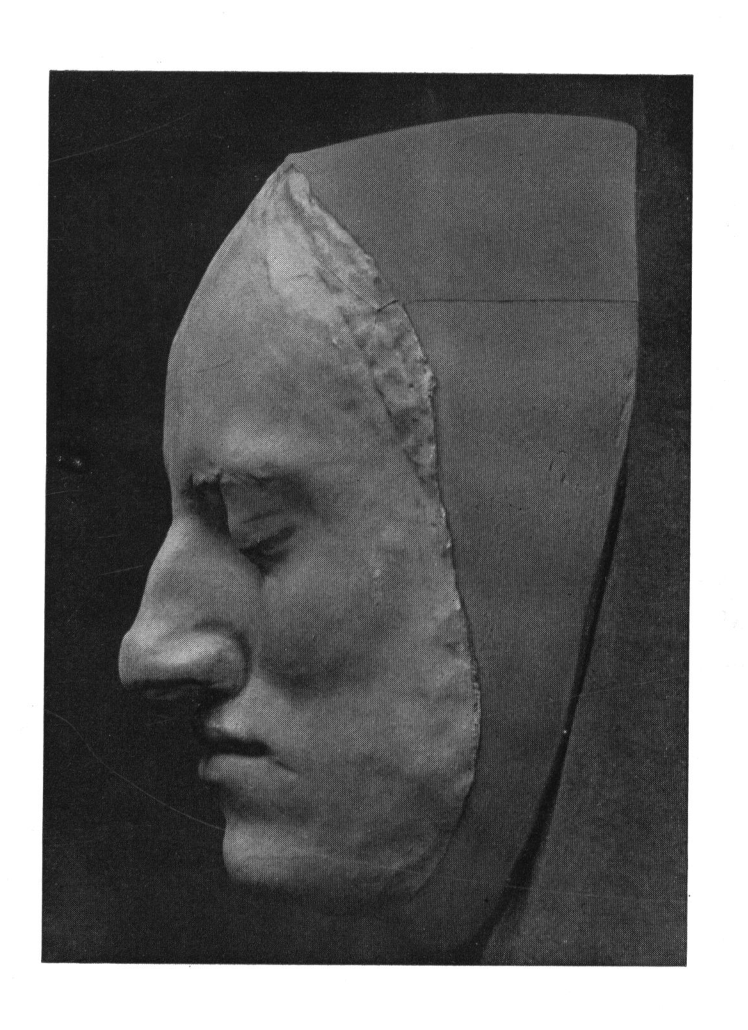
Mit Friedrich Wilhelm I. prägte sich das preußische Selbstbewußtsein gestalt- und gesetzbildend aus. Er pflegte es mit einem angeborenen Herrenstil und gab ihm durch sein Werk seine innere Berechtigung. Pflicht, Leistung und Recht waren die Lebenswerte, auf die er seinen Staat gründete. Bindung an die »Staatsräson« verlangte er in härtester Weise zunächst von seiner Familie. Er selbst unterzog sich rücksichtslos der Staatsvernunft und war auch bereit, seinen ältesten Sohn, den nachmaligen Großen König, auf dem Rechtsaltar des Vaterlandes zu opfern. Er leitete die preußische Epoche des kategorischen Imperativs ganz unsentimental mit ausgeprägtestem Soldaten- und Herrentum ein.

Dieses hat er auch dem Tode entgegengestellt. Die vorgeschobene Unterlippe unter dem her-

rischen Kinn und die selbstgenügsam verschlos-
senen Augen weisen den »Stachel des Todes«
gelassen ab. Diese Gelassenheit trägt sogar einen
Schimmer ironischen Lächelns. Das Ganze er-
scheint trotzdem wie aus Erz gegossen. Daß die-
ses Erz Seele hatte, ist im Leben kaum so sicht-
bar geworden wie im Tode.

Ist man so weit zur Seele des Toten vorgedrun-
gen, erkennt man plötzlich die großen, tiefen
Bogenschatten unter den Augen, der Schimmer
von Ironie tritt zurück, die Schatten laufen über
die Wangen zum locker geschlossenen Mund,
und das Ganze erhält für den Schauenden den
Zug der Erfüllung und der Erschöpfung: Der
herrische König hat sein Zepter an einen größe-
ren Herrn gegeben. Die letzten Worte hätten
im Geiste seines Vaters lauten können:

»Jedem das Seine!«





KARL XII. VON SCHWEDEN

1682–1718, mit 15 Jahren König, der kühnste Draufgänger unter den europäischen Königen seiner Zeit, fällt auf dem Gefechtsfeld, ob durch einen feindlichen Kartätschensplitter oder durch eine Kugel persönlicher Feinde im eigenen Lager, war bisher zweifelhaft, soll jetzt im Sinne des Attentats geklärt worden sein.

Das Lebenselement dieses kühnen Soldaten war der Krieg. Der persönliche Einsatz verlangte von ihm keine inneren Kämpfe. Als seinem Staate Gefahr drohte, ritt er in sechzehn Tagen quer durch Europa aus der Gegend von Adria-nopel bis nach Stralsund, um rettend einzu-greifen.

Jugend, Temperament und Aufgabe prägten in diesem risikomutigen König eine starre Eigen-willigkeit heraus, die wenig Rücksicht kannte. Sie spielt noch um den toten Mund, hat dort aber einen sarkastischen Zug bekommen. Die Augen schauen nicht nach innen, sondern nach unten, als verdrängte der sterbende König die

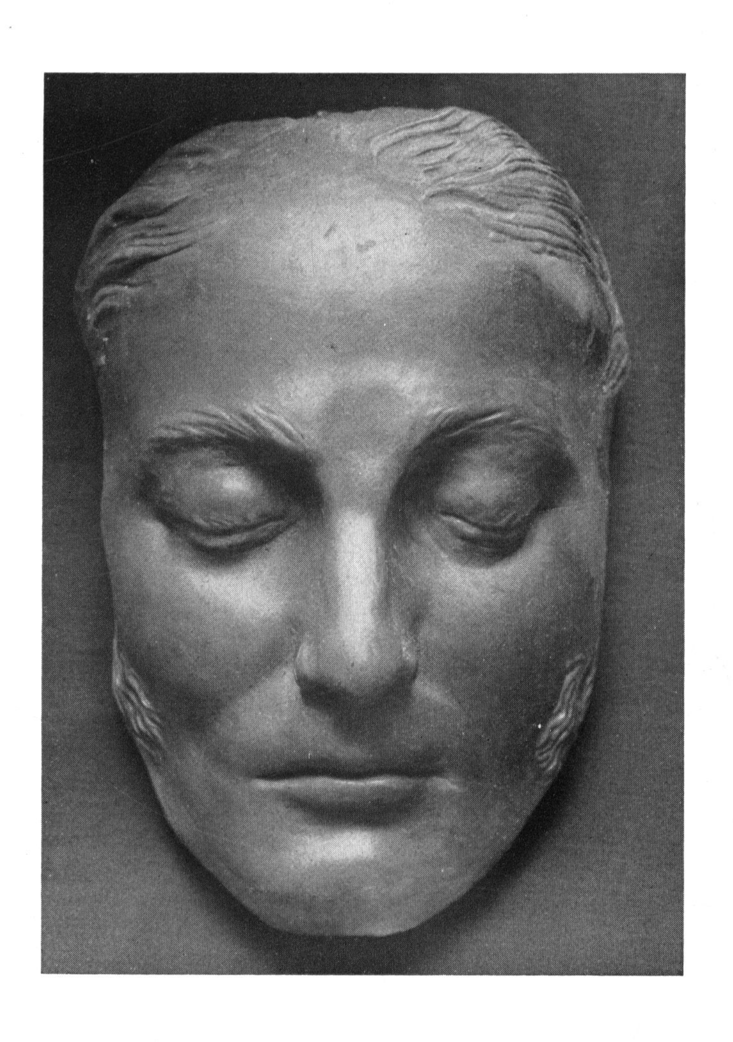
NAPOLEON I.

1768–1821, der Grand Empereur der Franzosen,
der Gründer und Führer der Grande Armée.

Auch der Feind rühmt die Großartigkeit der soldatischen Leistung dieses dämonischen Menschen. Viele Einzelheiten seines intimeren Lebens lassen zweifeln, ob er in jedem Zuge seines Wesens und jederzeit wirklich heroischer Soldat gewesen ist. Verstand dieser »Stern« doch nur zu strahlen, wenn ihn die Sonne des Erfolgsruhmes warm beschien. Aber sein Schicksal wurde durch seine nahezu unfehlbare Feldherrnkunst immer wieder emporgerissen. Im Unglück jedoch nahm er immer mehr ab und so hat er seinen Tod nur mit einem Rest seiner Persönlichkeit durchlebt.

Die dämonische Leidenschaft seines vulkanischen Wesens war auf der Fieberinsel St. Helena lange vor seinem Tode erstorben. Befreit von den Dunkelheiten quälender Ungezügeltheit, mutet uns Deutsche dieses Gesicht viel ver-

trauter und verwandter an als alle Bilder, die den Lebenden zu schildern sich bemühen. Alles Unkriegerische scheint entschwunden, geblieben ist die kühle klare Sachlichkeit des zielsicheren Soldaten. Sie ist allerdings müde geworden. Von unendlichem Schlachtenrhythmus erschöpft und abgehärmt durch den Kummer der hoffnungslosen Haft unter englischen Kerkermeistern, hat er den Tod als den Befreier gegrüßt. Der unstete Geist triumphiert hier nicht mehr, sondern hat sich dem Allgemeinmenschlichen genähert. Es bleibt ewig in diesen Zügen der Glanz eines den Flug zur Sonne zunächst soldatisch meisternden, dann aber politisch geblendeten und gestürzten Imperators.



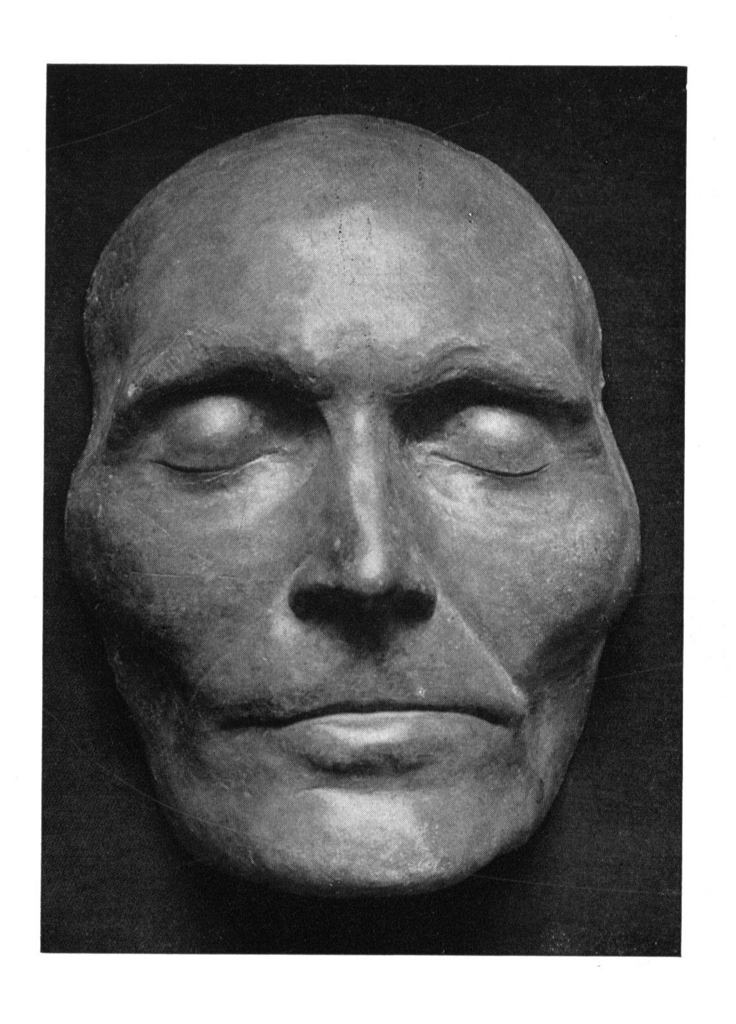
JEAN VICTOR MOREAU

1763–1813, zunächst Jurist, dann französischer General – schon 1794/95 in den Niederlanden, 1799 und 1800 Armeeführer Napoleons I., Sieger von Hohenlinden, – innerlich immer Gegner Napoleons, 1813 im Hauptquartier des russischen Kaisers Alexander I., fällt durch französische Kugeln bei Dresden.

Dieser nordische General der französischen Armee mußte *wesensgemäß* zu Napoleon und einigen seiner hochgekommenen Generale in Gegensatz geraten. Daß hierfür nicht leerer Neid die seelische Ursache gewesen sein konnte, ergibt sich aus der Tatsache, daß Sieyès seinen Staatsstreich im Jahre 1799 mit ihm, dem bekannten großen Soldaten, machen wollte; dieser aber großzügig auf General Bonaparte verwies, der gerade in Fréjus gelandet war und von dem er meinte, er würde den Staatsstreich besser machen als er. Schon 1804 trennten sich Moreaus und Napoleons Lebenswege: Moreau wurde als Verschwörer verbannt und kam

erst 1813 als Gegner Napoleons bei Dresden wieder.

Der Tod hat dem Fünfzigjährigen den Ausdruck blühender Jugend nicht nehmen können, trotzdem dieser kühne Soldat an überaus schweren Wunden sterben mußte. Über diesen schönen Zügen liegt ein Schimmer der Hochromantik und der Seele Achim von Arnims, dem er im Tode ähnlich sah. Über dem Ganzen liegt die wehmütige Stimmung eines unvollendeten Lebens – unerfüllte Sehnsucht geistert in allen Schatten dieser edlen Züge. Aber auch hier hat der Tod nicht zerstört, sondern ergreifend verklärt und selten menschliche Schönheit erhalten, die Angst und Grauen vor dem Tode zu verdrängen vermag.





GERHARD VON SCHARNHORST

1755–1813, preußischer Generalleutnant, Chef des allgemeinen Kriegsdepartements und zuletzt Generalstabschef Blüchers, verwundet bei Großgörschen, gestorben in Prag.

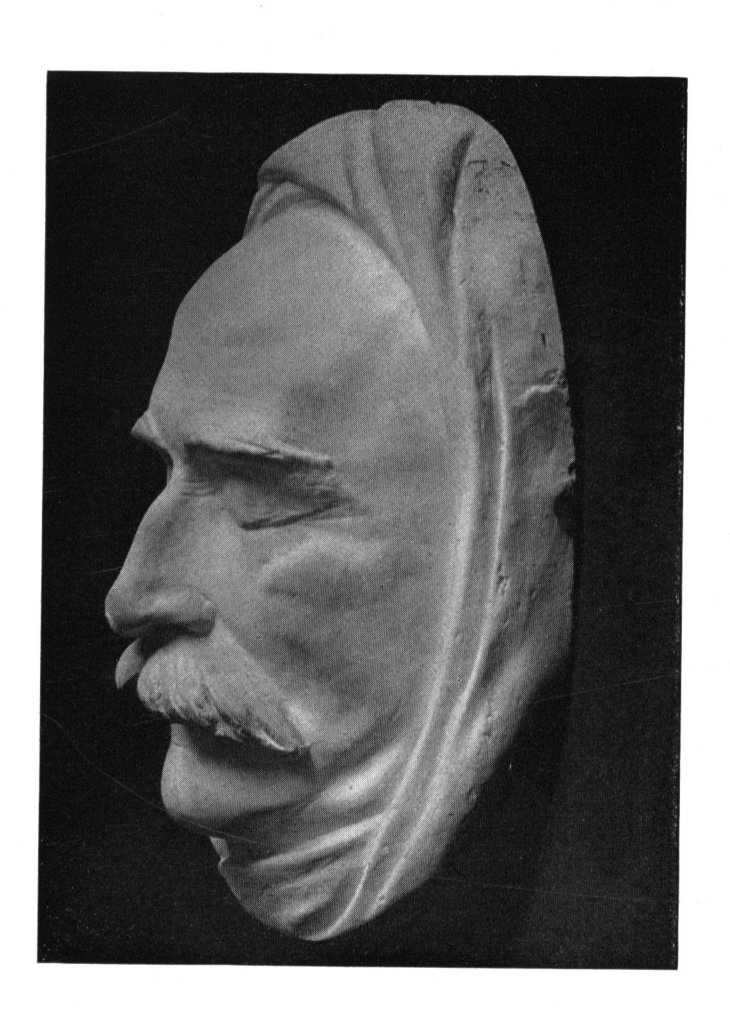
Der mit allgemein geistigen, militärischen und politischen Fähigkeiten wohlausgestattete Soldat wurde zwischen 1807 und 1813 zum guten Geist des um sein Dasein kämpfenden Preußens durch die seltsame Ruhe seines erhabenen Menschentums. Er beantwortete Erregung nie mit Erregung, Gemeinheit nie mit Gemeinheit, Intrigen nie mit Intrigen, sondern antwortete dem Unedlen mit der alles entwaffnenden Lauterkeit des Charakters:

»*Keiner war wohl treuer, reiner.*
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.«

Solche Menschen können auf dieser Erde nur in innigem Kontakt mit dem Ewigen leben. Aus diesem Kontakt floß der nie versagende Strom

des in der Güte und in der Sachlichkeit gleicher⸗
maßen treuen Kopfes der preußischen Militär⸗
reformen jener schweren Jahre.

In dem Gesicht des toten Scharnhorst steht zwar
der Kummer geschrieben, den Familienun⸗
glück, Staatsnot und Kriegserlebnisse in seine
Seele hineingetragen hatten. Sein Ausdruck ist
aber verklärt durch das Insichruhen des gerech⸗
tigkeitsgläubigen und weisen Menschen. Ihn
trieb nicht der unruhige Haß gegen den Erb⸗
feind Preußens, sondern das Wissen um sinn⸗
volle Schicksalsgesetze, die er in der souveränen
Ruhe des die letzten Lebensgeheimnisse Ahnen⸗
den gelassen ablaufen ließ. Er schloß aber die
Augen mit dem in seinem Mundausdruck noch
wirksamen Bewußtsein des unerbittlichen Rich⸗
ters, der Sühne für schwere Schuld zu fordern
hatte. Siegesfreude war ihm versagt – sein Le⸗
ben blieb ein Opfergang für Preußen. So war es
ganz in seinem Sinne, daß ihn gerade eine *auf
dem Schlachtfelde* erhaltene Wunde sterben ließ.

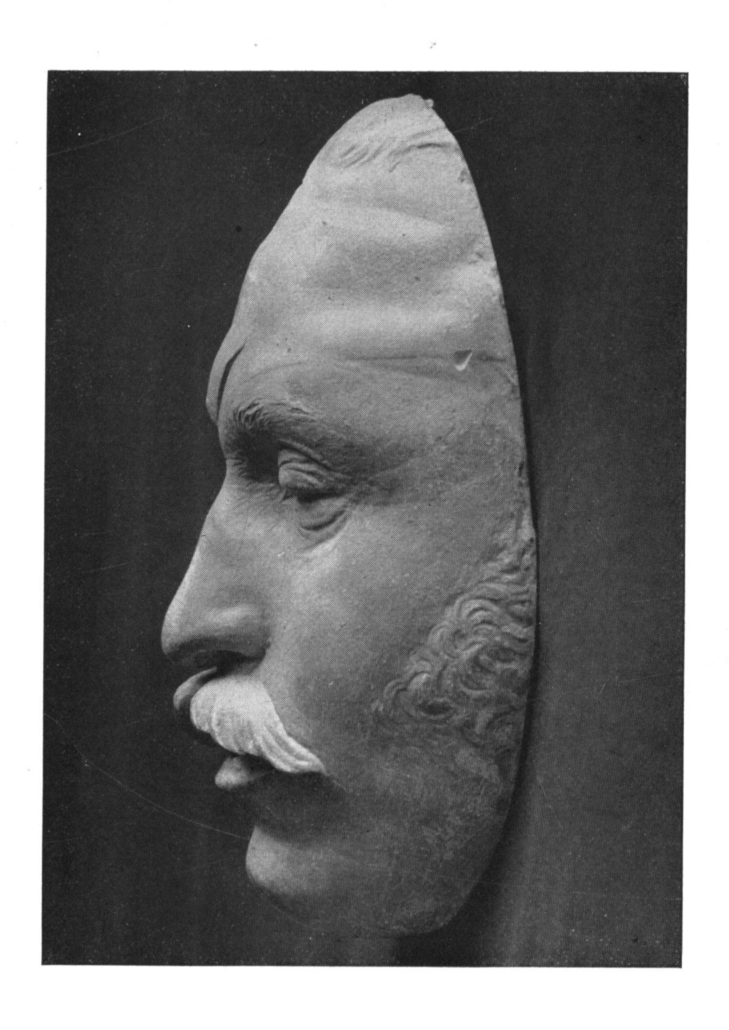


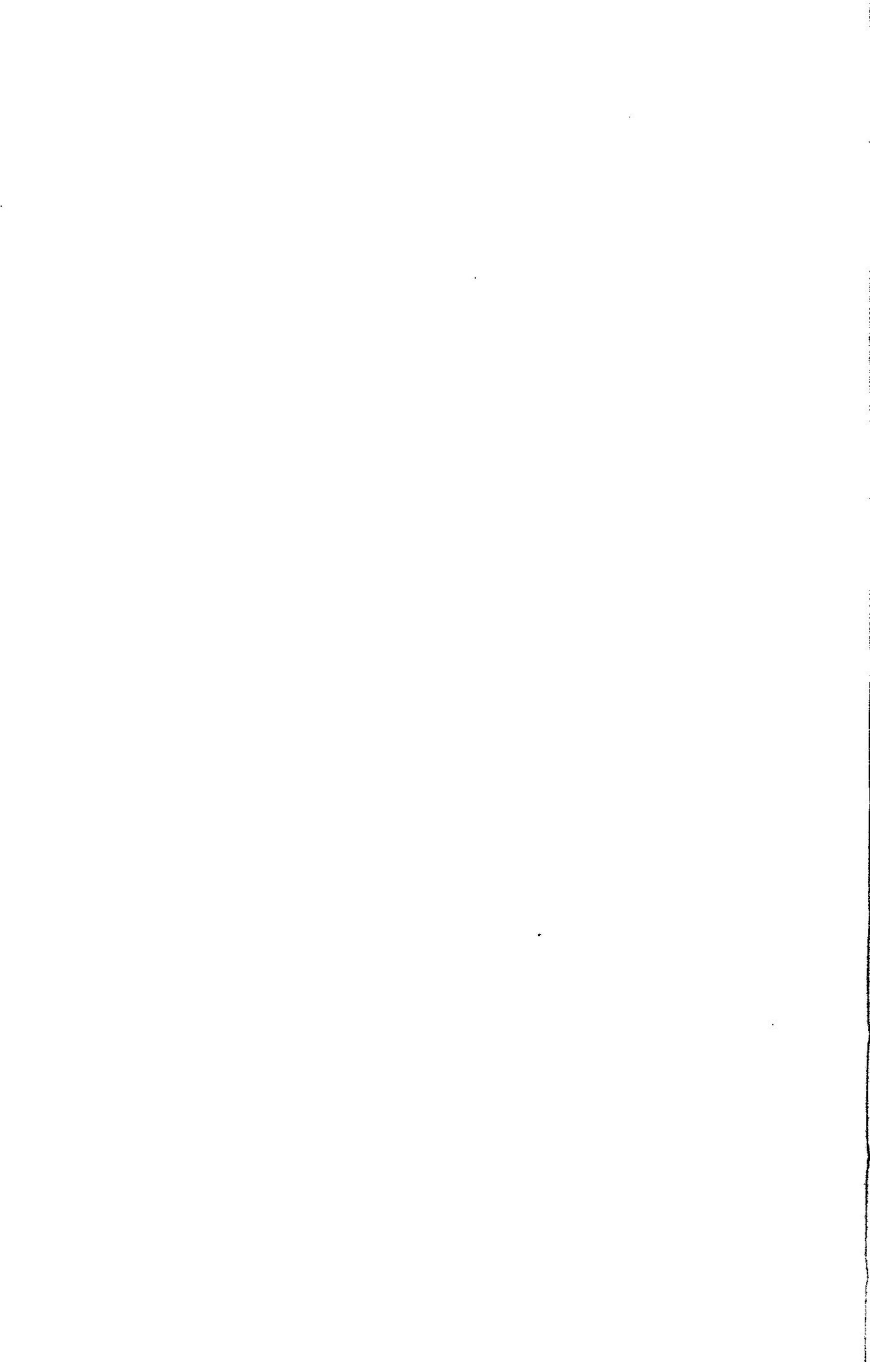
LEBRECHT VON BLÜCHER

1742–1819, preußischer Generalfeldmarschall, die Seele der preußischen Armee in den Befreiungsjahren zwischen 1807 und 1815.

Blücher ist als »Marschall Vorwärts« die bekann-
teste Führerpersönlichkeit des Befreiungskrie-
ges geworden. Ihm wird auch im gesamten Vol-
ke die stärkste Begeisterung entgegengebracht.
Diese Volkstümlichkeit verbindet sich leider
häufig mit einer schiefen Vorstellung vom We-
sen dieses großen Soldaten:
Daß er in den schulischen Fertigkeiten unge-
übt gewesen ist, hatte seinen Grund nicht in
Eigenarten seines Wesens, sondern in Eigen-
arten seiner Zeit. Er war vielmehr ein weiser
Lebenspraktiker mit viel Witz und Kraft. Ge-
gen die »Ritter des Tugendbundes« wandte er
ein, daß Tugend »gelebt und nicht geritten«
werden solle – und er hat sie aus religiöser In-
brunst vorzuleben versucht, nachdem er von
schäumender Jugend zu reifer Männlichkeit ge-

kommen war. Die höchste Tugend war ihm die tapfere Hingabe an das Vaterland – und ihr diente er als Mann und als Greis mit dem unlöschbaren Feuer seiner kämpferischen Seele. In dem Gesicht des Toten hat dieses Feuer keine Spuren hinterlassen. In ihm wirkt nur die große Ruhe, die dieser Mann im Leben niemals genossen hat und wohl auch nie genießen wollte. »Vorwärts« war sein Lebensakkord, und er starb, als die Signale eines Manövers über die herbstlichen Felder seines schlesischen Gutes ertönten, nach einem vollkommen erfüllten Leben – wie ein Feuer, das nach dem Verglimmen des letzten Scheites in seiner Asche verlöschend zusammenbricht.





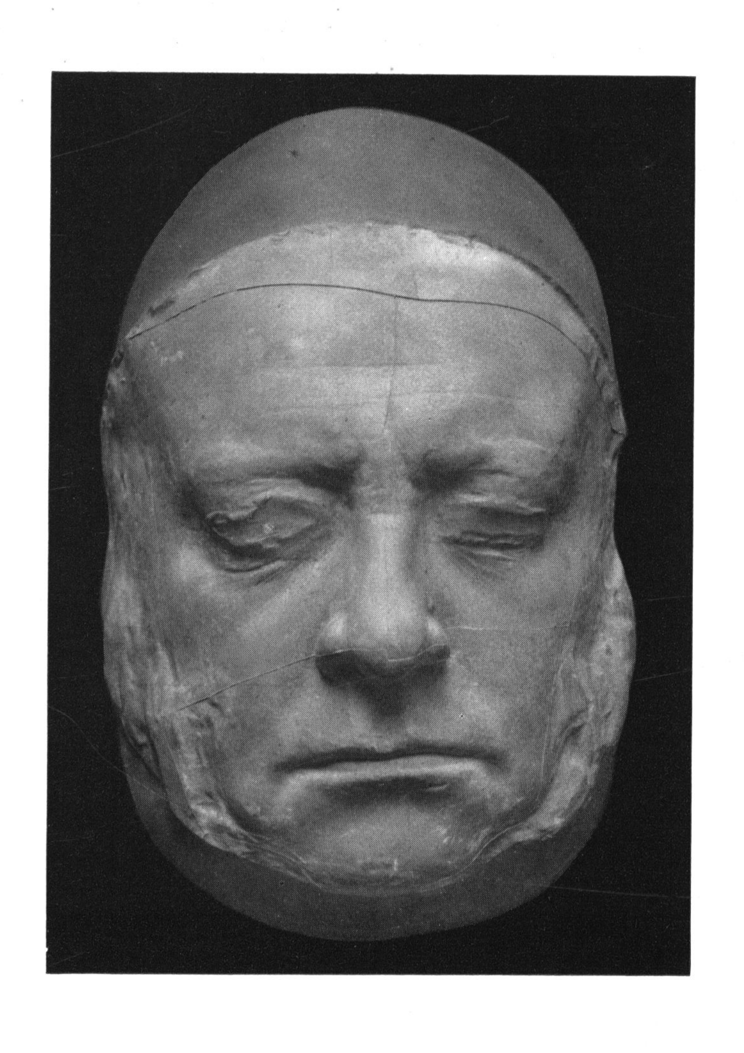
FERDINAND VON SCHILL

1776–1809, Mitverteidiger von Kolberg 1807 und Freikorpsführer gegen Napoleon I. 1809, fällt durch Schuß und Säbelhieb in Stralsund.

Dieser temperamentvolle und eigenwillige Reitersmann war ein glühender preußischer Patriot. Das Leben gegen einen Feind des Vaterlandes »in die Schanze zu schlagen«, galt ihm nicht als Aufgabe, die innere Kämpfe voraussetzte. Ehre des Volkes und Ehre der eigenen Person waren in seinem Leben eins geworden. Seine Ehre aber mit dem eigenen Leben zu schützen, war ihm tief erlebte Selbstverständlichkeit.

Das Zaudern und Sichfügen der Staatsführung erfüllt sein Herz mit Qualen, und mit unendlichem Mut zum Risiko stürzte er sich ganz allein auf den Feind, getrieben von dem Glauben, er, der schlichte Major, könne den ganzen Staat in den Freiheitskampf mit hineinreißen. Das Werk mißlang trotz der Stärke der Leiden-

schaft, die es hervorgebracht hatte. Im Nah-
kampf starb sein Held an der Wunde, die das
tote Gesicht auch heute noch auf der herrischen
Stirne zeigt. Und trotzdem der Nahkampf die
kämpfenden Gegner sich ineinander verkramp-
fen ließ, schaut unser Held im Tode ruhig gerade-
aus – gewiß ohne sein feuriges Temperament –
fast müde. Augen und Mund wirken versonnen
und nachdenklich, als hätte im Sterben viel stär-
ker als im Leben die Einsicht das Temperament
in Zügel genommen. Schill war jung und starb
sicher nicht gern – hätte er aber in der Erkennt-
nis der Unmöglichkeit seines Werkes zwischen
Tod und Leben wählen dürfen, dann hätte er
den Tod und mit ihm die Ehre gewählt.



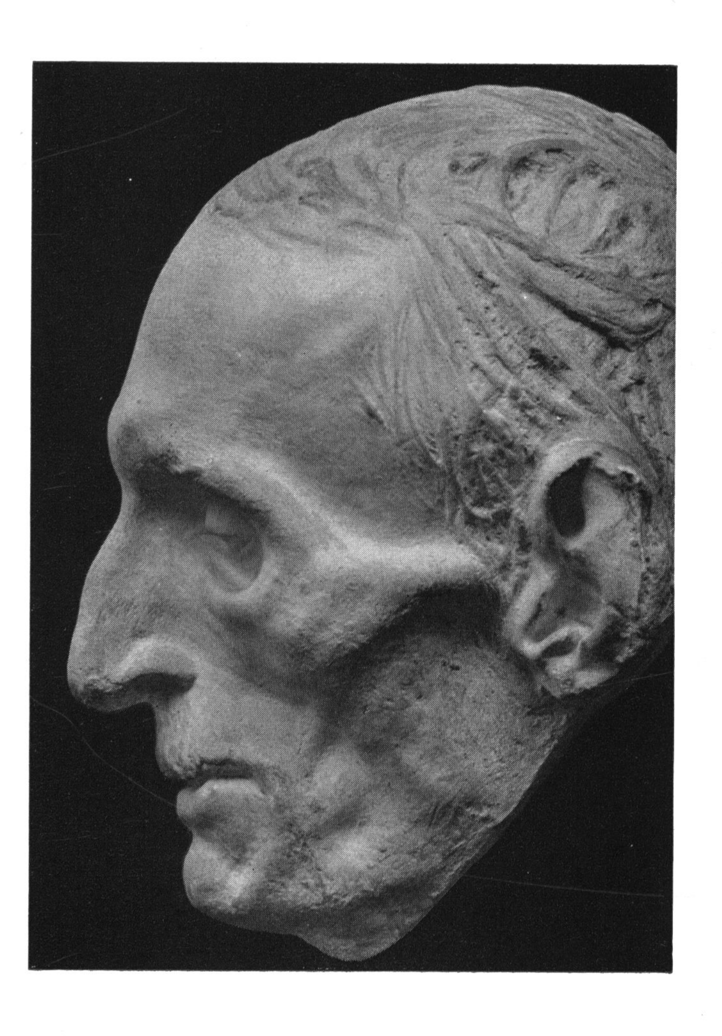


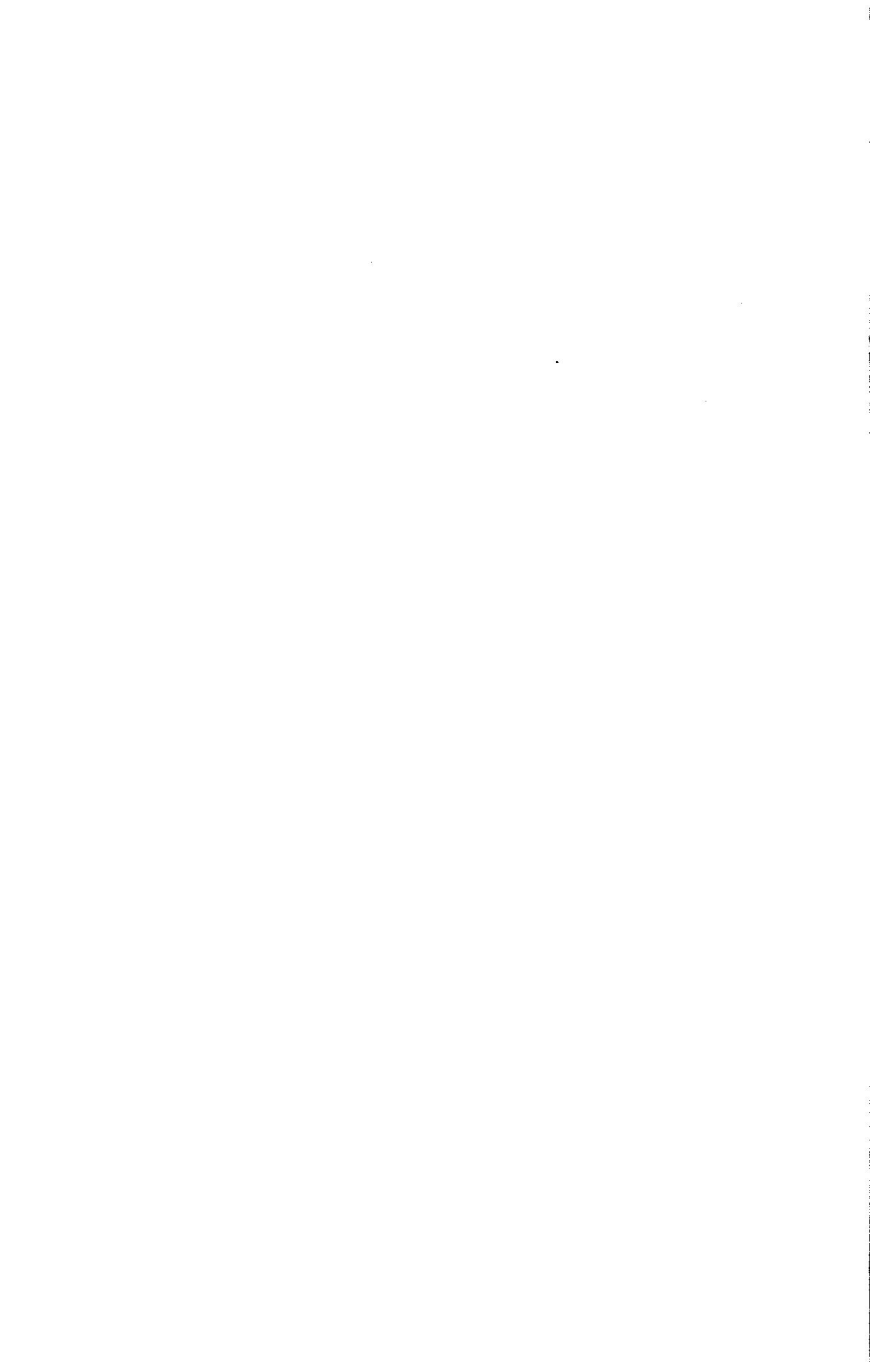
KARL VON SCHWARZENBERG

1771–1820, österreichischer Generalfeldmarschall, österreichischer Generalissimus von 1813, vielfach politisch beauftragt.

Fürst Karl von Schwarzenberg war von früher Jugend mit dem politischen und militärischen Schicksal seines Vaterlandes innig verbunden. Bis zu seinem Tode schwebte er zwischen dem soldatischen und dem politischen Interesse, und auch sein Kaiser ließ seine Aufträge entsprechend wechseln, wobei er ihm auch intimere Aufgaben – z. B. die Heirat Napoleons I. mit seiner Tochter – anvertraute. Als Armeeführer fand er im Befreiungskriege bei Leipzig und in Frankreich nicht die Billigung durch die Führer der verbündeten Heere, die für eine erfolgreiche Bündniskriegführung notwendig ist. Es ist nie geklärt worden, ob persönliche Vorsicht oder österreichische Hausmachtinteressen seine Zurückhaltung in entscheidenden Stunden verursacht haben.

Der kraftvolle Ausdruck der Totenmaske spricht für Mannesstolz und Mannestrotz, für eigenwillige und von außen unbeeinflußbare Zielsetzung und Zielverfolgung, für Nachhaltigkeit und Zähigkeit, für ein herrisch anspruchsvolles Wesen von einer Kraft, die auch in der Sterbestunde nicht voll ausgeschöpft war. Hier stellte sich dem Tod eine monumentale Persönlichkeit entgegen, die nicht von Leid und Schmerz überwunden war, sondern sich mit dem Ingrimm des ungebrochenen Kämpfers auf den Marsch zur großen Armee begab.





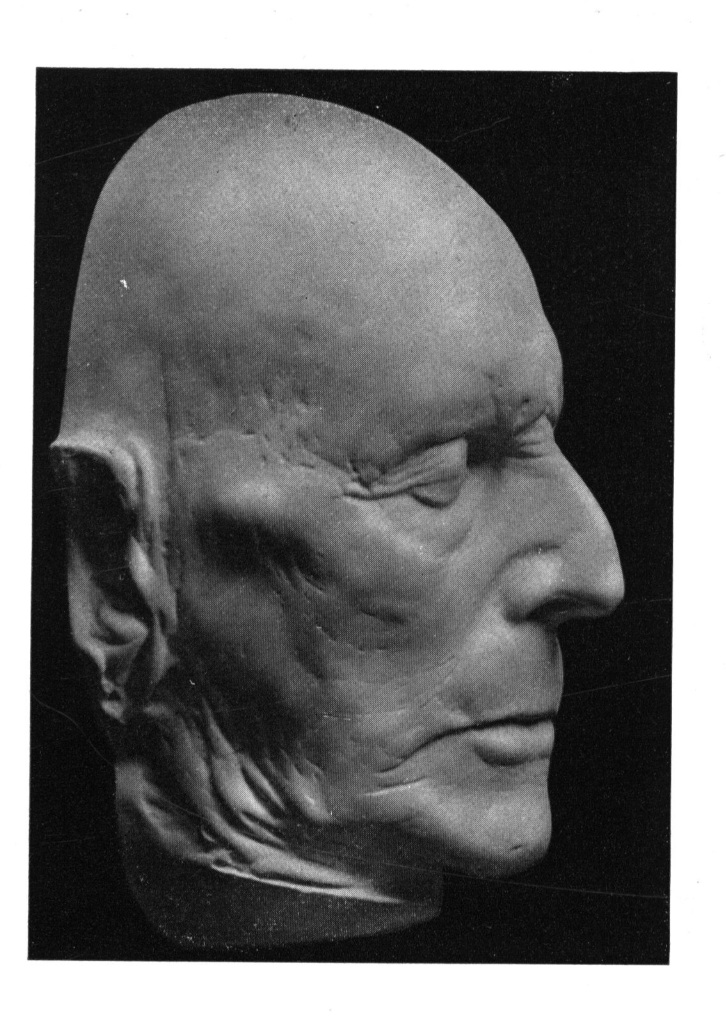
HERMANN VON BOYEN

1771–1848, preußischer Generalfeldmarschall, zweimaliger preußischer Kriegsminister, Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht von 1814 und vieler anderer Reformen.

Boyen war gleichzeitig Soldat und Politiker von hohem Rang. Soldatentum und Politik wuchsen in ihm philosophisch zusammen. Er philosophierte schon in jungen Jahren über das Verhältnis vom Individuum zum Staat und schrieb »Fragmente zur Volkserziehung«. Die »allgemeine Wehrpflicht« galt ihm nicht nur als militärpolitische, sondern auch als kulturpolitische Aufgabe. Er trug in der Tiefe seiner Seele das soldatische Herrentum friderizianischer Prägung – kam aber dem fortschrittlichen Zeitgeist mit seinem von politischen Notwendigkeiten ausgerichteten Verstande durchaus entgegen:

»*Die Zeit will nicht Worte, sie harret der Taten,*
Das Leben begehrt eine neue Gestalt.
Wir sollen uns nicht in abstracto quälen,
Nein? Praktisch das Neue dem Alten vermählen.
Die Klugheit geht über Verbot und Gewalt.«

So dichtete der siebzigjährige Kriegsminister und war bitter enttäuscht, als der »Fortschritt« sich allmählich zum Materialismus zu entwikkeln drohte.
Im Tode ist sein Körper schnell zerfallen. Das Gesicht wirkt ausgeglüht und doch nicht tot. Man glaubt, nur noch Geist zu sehen, der vom Licht des Überirdischen bestrahlt wird und durch den toten Körper hindurchleuchtet. Die im Leben tätig gewesene Seele hat sich beschaulich nach innen gewandt und in ehrfurchtsvoller Verneigung vor dem großen »Stirb- und Werdegesetz« zu ewiger Besinnung gesammelt: Der im Frieden und im Kriege große Kämpfer hat seinen Frieden gefunden. Wie zu ewigem Nachdenken scheint das Haupt geneigt und Auge und Mund drücken tiefste Versonnenheit aus. So hat der im Leben immer denkend tätige Mann in jener Haltung die Grenze des Lebens überschritten, die für sein Leben die charakteristischste war.





HELMUTH VON MOLTKE

1800–1891, preußischer Generalfeldmarschall, Generalstabschef 1866 und 1870/71, der einzige Feldherr der Weltgeschichte, der nie eine Schlacht verlor.

Dieser Feldherr, Gelehrte, Dichter und Zeichner war ein Totalgenie. Er lebte nach innen und baute dort seine Welt nach geistigem Gesetz. Das große Schweigen war Ausdruck dieser inneren Welt, für die Worte unzureichend oder unwesentlich erschienen. Im Handeln aber wurde der äußeren Welt mit mathematischer Sicherheit und charaktervoller Folgerichtigkeit das Gesetz des Geistes aufgezwungen. Moltke verstand »zu wägen« und durfte deshalb Großes wagen. Das Gewagte war aber immer ein Errechnetes, und die Gewißheit der Rechnungsrichtigkeit ermöglichte ihm die souveräne Ruhe des Wartens auf das Reifen des Erfolges.
Der tote Mund scheint weniger zu schweigen als der lebende. Wie Moltke im Leben in zartester

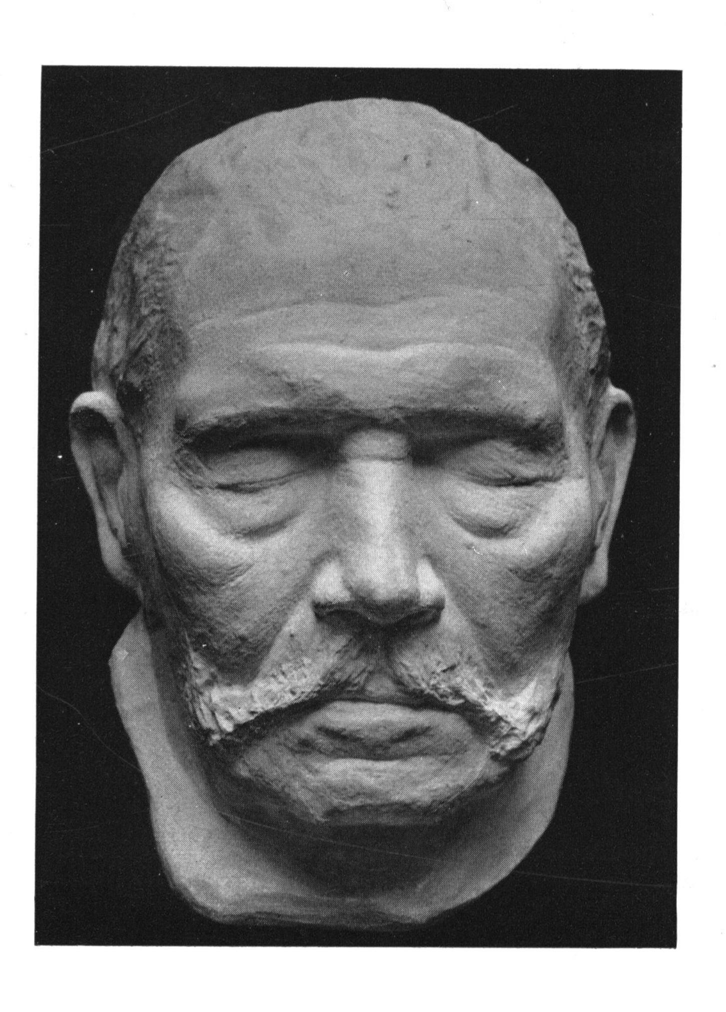
Feinfühligkeit bei guter Musik jede Unruhe – auch den Applaus – ablehnte, so scheint er auch im Tode mit leisen Worten den Tod gegrüßt zu haben. Auge und Nase blieben kühl geradeaus gerichtet: das Ziel, die Ewigkeit, nie aus dem Sinn verlierend.

Dieser Mensch kannte keinen Sieg des Leides und er hat auch den Tod nicht als Sieger anerkannt:

»Wozu die tausend Freuden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus ist.«

So ist er als unbesiegter Soldat in die Ewigkeit geschritten, von der er in seinen weisheitsvollen »Trostgedanken« gläubig bekannte:

»Es ist schwerer das Nichts als das Etwas zu denken, . . . schwerer das Aufhören als die Fortdauer. Unmöglich kann dieses Erdenleben ein letzter Zweck sein . . . Eine höhere Bestimmung müssen wir haben . . .«

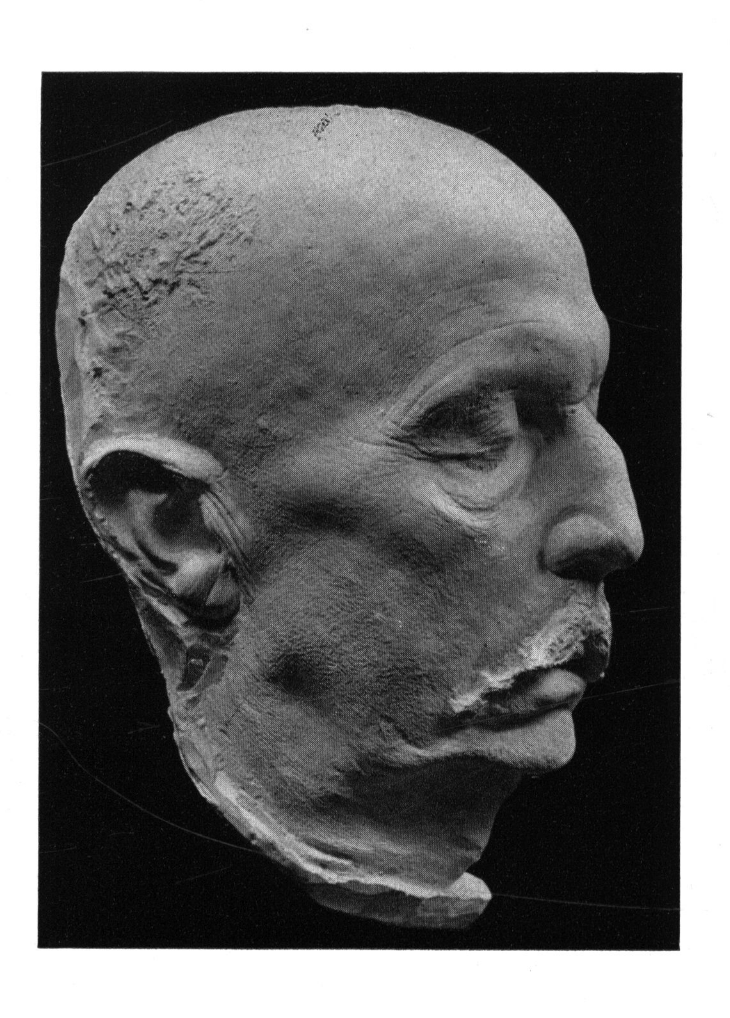


PAUL VON HINDENBURG

1847–1934, preußischer Generalfeldmarschall und Deutscher Reichspräsident.

Das Große in der Seele dieses »Vaters des Vaterlandes« war die unbedingte Treue zu sich selbst. Es war schlechthin unmöglich, im Verhalten dieses unerschütterlichen Soldaten etwas Unsachliches, Unechtes oder gar Unwahres zu erwarten. Das Beharrungsgewicht seiner Lebensgrundstimmung, die undurchdringliche Abgeschlossenheit gegen Einflüsse der Umwelt und die eherne Verankerung in den Grundsätzen einer christlich-preußischen Erziehung steigerten seine sittliche Zuverlässigkeit ins Mystische. Diese Unabänderlichkeit seiner seelisch-geistigen Art gab dem Ausdruck seiner Gestalt und seines Gesichtes die Züge eines von Gott gestalteten Felsblockes. Auch der Tod hat dieses steinerne Gesicht nicht zu verändern vermocht: Locker wie im Schlafe verdecken die Augenlider jene Augen, die mit geübten Feldherrn-

blicken die Schlachtgefilde Tannenbergs über-
schaut und umspannt hatten. Leicht liegen die
Lippen ohne Krampf aufeinander, als hätten sie
soeben zum letztenmal den Spruch des Schreib-
tisches im Reichspräsidentenhause allen folgen-
den Generationen gütig zusprechend wieder-
holt: Bete und arbeite!





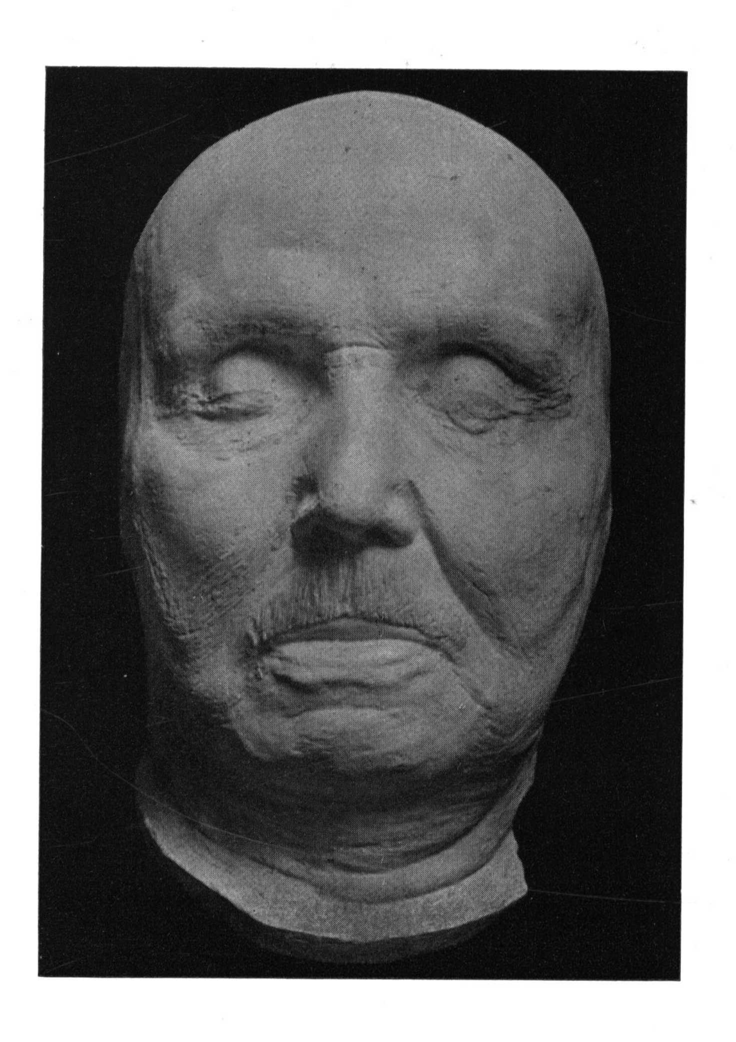
ERICH LUDENDORFF

1865–1937, preußischer General der Infanterie, Chef des Armeegeneralstabes in der Schlacht bei Tannenberg, Erster Generalquartiermeister des Chefs des Generalstabes des Feldheeres August 1916 bis Oktober 1918.

Ludendorff, der deutsche Titan des Weltkrieges, hat wie ein schier unermüdlicher Atlas das Schicksal seines Volkes in dessen schwersten Schicksalsjahren 1916, 1917 und 1918 auf seinen Schultern getragen. Die Größe seines Feldherrnlebens entstand aus unermüdlicher Arbeitskraft und unerschütterlicher persönlicher Tapferkeit. Sein Mut kannte keine Unterschiede zwischen geistigen, staatlichen und kriegerischen Gegnern: Der Mut aus Überzeugungstreue war so stark wie der Mut gegenüber dem Tode.

Der tote Kopf scheint auf einem aufrecht geradeaus marschierenden Soldatenkörper zu stehen. Wie hier im Tode, so mag der General am 9. November 1923 oder im Kugelregen von Lüttich am 5. August 1914 Kopf und Gesicht gehalten haben, als er jenen führerlosen Soldaten

vorangeschritten war, die die erste Bresche der starken Festung durchstießen. Der ideale rechte Winkel seines Gesichtsprofils drückt wie ein Symbol seine im tiefsten Wesensgrunde verankerte geistige Zielsicherheit aus, die keinen Einflüssen von außen zugänglich war. Auch der Abschluß der Augen wirkt wie das hütende Abschließen des unberührbaren Stolzes, der wiederum heilige Ziele zu schützen hatte.
Schmerzen und Leiden haben in diesem Gesicht keine Spuren hinterlassen: Ludendorffs Seele war gegen das Leid gefeit, und dieses Herz im Harnisch stellte der Sterbende stolz und gelassen auch dem Tode entgegen, der das Feuer löschte, in dem der im Alter zwiespältig zerrissene Held selbst zu verglühen drohte.



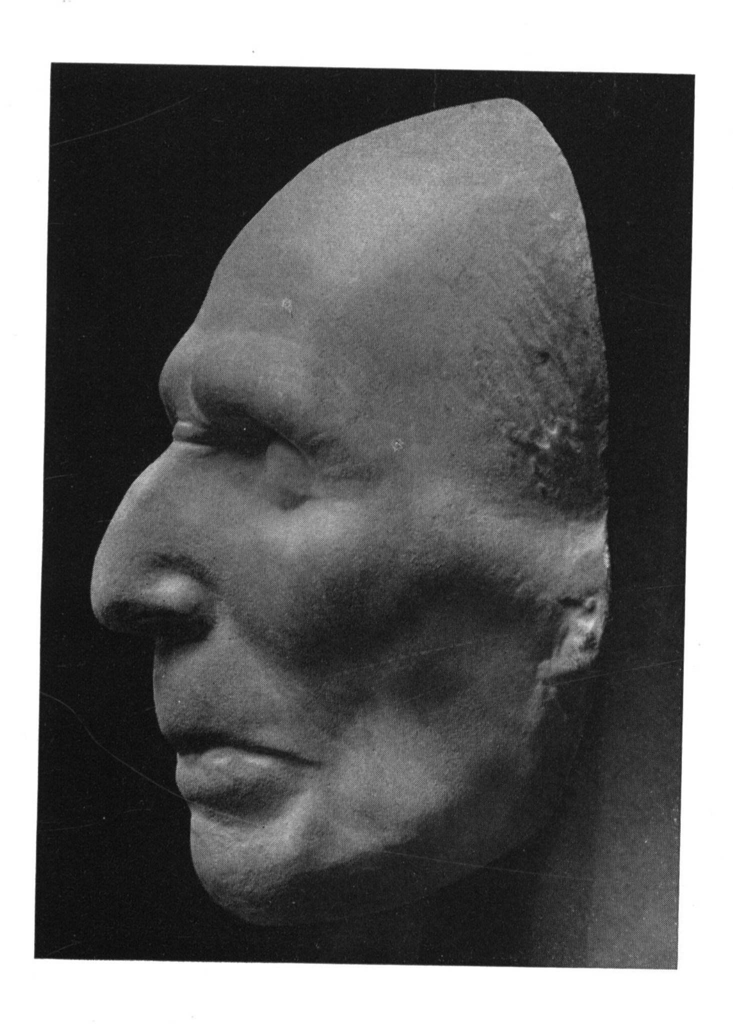


ALEXANDER VON KLUCK

1846–1934, preußischer Generaloberst, im Weltkrieg Führer der 1. am rechten Flügel durch Belgien stürmenden Armee.

Kluck war weder Generalstabsoffizier noch Theoretiker, sondern ein schlichter Meister echter Soldatenpraxis, allerdings bis in die Höhe schwierigster Armeeführung hinauf. Daß er den kühnen Marsch des durch Schlieffen mit heiliger Verantwortung belasteten rechten Flügels zu führen hatte, war ein Zeichen des Vertrauens, das ihm nicht nur durch seinen Kriegsherrn, sondern in der gesamten Armee entgegengebracht wurde. Am Ourq fand dieser berühmte Marsch sein tragisches Ende: der ein ganzes Leben hindurch geübte Soldatengehorsam verdrängte die selbständige Kühnheit des draufgängerischen Soldaten und der bitter unnötige Rückzugsbefehl der Obersten Heeresleitung wurde in kühlster Disziplin ausgeführt.

Auch der Ausdruck des toten Soldaten ist frei von der Last innerer, Zwiespalt erzeugender Problematik. Würde er die großen Augen öff-nen, so würden diese in harmonischem Zusam-menspiel mit dem leicht lächelnden Mund in überzeugender Weise von innerer gehorsamer Freiheit künden. Diese hat den großen Solda-ten jung erhalten, wie auch der Tod selbst den Achtundachtzigjährigen nicht vergreist, son-dern eher verjüngt hat. – Kluck ist aufrecht und straff zur großen Armee geschritten – ein rei-ches Leben stolz vollendend, das zwar in seiner Sternstunde nicht zu absolut freiem schicksal-haftem Handeln hinaufgewachsen war – aber durch seine preußische Ordnung gerade in un-serer die große Einfügung fordernden Zeit je-dem Soldaten gesegnet und verklärt erscheinen muß.





KARL VON EINEM,
GENANNT ROTHMALER

1853–1934, preußischer Kriegsminister von 1903–1909, im Weltkrieg Generaloberst und Führer der 3. Armee.

Ein Soldat der jüngsten Vergangenheit mit einem eigenartigen Kopf der Antike. »Geist-reich und weitblickend« hatte ihn Ludendorff genannt. Seine taktische und strategische Treff-sicherheit waren in der Armee berühmt. Dazu war er politisch klug und erfahren, so daß er so-wohl für die Nachfolgeschaft Schlieffens wie für die Bülows in Frage kam. Als Kriegsmini-ster hat er zwar die von der Armee geforderte Mannschaftszahl nicht sicherstellen können; es gelangen ihm aber eine Reihe wesentlichster Reformen der Bewaffnung und Ausrüstung, die zu den historischen Denkwürdigkeiten gerech-net werden dürfen.

Den Ausdruck des prüfenden Abwägens hat er auch im Tode behalten. Er ist nicht frei von Bit-

terkeit. Das Ganze läßt aber erkennen, daß diese Bitterkeit nicht den Tod betraf. Eine solche hätte dem Mundausdruck nicht das freie Wollen gelassen, das in der Straffheit der Oberlippe wirksam ist. Die Bitternis entstammte fernerer Vergangenheit: Der zweimalige Sieger der blutigen Champagneschlachten war ein enttäuschter Seher, der das Unglück seines Volkes kommen sah, ohne ihm entscheidend helfen zu können. Im Sterben mag diese Enttäuschung noch einmal die Seele durchbebt haben, bis dann der alte Kämpfer zuletzt doch auch dem Tod die volle Klarheit und die eiserne Festigkeit entgegenstellen konnte.

SCHLUSS

Die toten Gesichter leben durch den Geist, wenn dieser das ganze Leben beherrscht hat. Dann drängt sich in ihnen in glücklichen Fällen so viel vom persönlichen Erleben zusammen, daß ihr Ausdruck ein echtes Bekenntnis zum wirklichen Wesen ihrer Träger wird. Kaum *einem* solcher Gesichter fehlt als wesentlicher Ausdruck die Reinheit der Seele. Alles ist rein beim unmittelbaren Hervorgehen aus der Hand des Schöpfers – alles wird wieder rein durch die Erfüllung des Lebens mit Leistung und Kampf. Geburt und Tod haben in der Schöpfung ihren gemeinsamen Ursprung und Sinn, und das schöpferische Leben übergibt dem Tod immer ein erhabenes Mehr an Geist und Seele.

Aber nicht nur vom Wesen des Lebens, sondern auch vom Wesen des Sterbens kündet das tote Gesicht. Der letzte Gedanke an die diesseitige und der erste Blick in die jenseitige Welt berühren sich in einmaliger Weise, und diese Ein-

maligkeit reißt mit tiefster Erschütterung das Totalwesen des Sterbenden in die Sterbestunde hinein. Trotz aller Todeskämpfe glätten sich die Züge schnell und die erhabene Ruhe der nunmehr *ewigen* Form sagt uns, daß der Tod viel weniger Kampf als erhabener Friede ist.
So wird die innere Beziehung des Todes zum Leben klar: Mit dem Leben ist der Tod gesetzt, und mit der Unentrinnbarkeit ist die stärkste Anregung zur Überwindung der Furcht vor dem Tode gegeben.
Es gab Philosophen, die aus der Vergänglichkeit des Lebens und der vermuteten Dauer dessen, das nach dem Tode kommt, auf den minderen Wert des Lebens gegenüber dem nach dem Tode erwarteten Dauernden geschlossen haben. Dieser Schluß überzeugt nicht, weil die Eigenart dessen, das jenseits der Lebensgrenze liegt, vollkommen unbekannt ist, und weil ohne die Anerkennung der Lebenswerte eine Anerkennung von Todeswerten unmöglich ist. Beide befinden sich vielmehr in einer unzerstörbaren

Einheit, die wie das Sonnenlicht und sein Schatten nur gemeinsam geliebt oder gemeinsam gehaßt werden können. Lieblich und freudvoll kündet der Morgen den Tag – voll von Andacht und Größe löscht ihn die schwarze Nacht. Soll der Morgen mit frischer Anmut aufs neue beginnen, muß die Nacht den Tag zerstören und neu gebären.

Nicht der Verstand, sondern das Herz gibt uns dem Lebensgesetz gegenüber die nötige Festigkeit. Nicht mit *logischem Denken,* sondern *mit logischem Mut* grüßen wir den Tod – und der Große König beseitigte auch in diesem allgemeinmenschlichen Konflikt mit einem königlichen Lächeln den quälendsten Zwiespalt:

Es glauben viele Menschen an die Auferstehung, wer aber am Jüngsten Tage durchaus nicht auferstehen will, der solle getrost liegen bleiben.

–

DAS BILDNIS FRIEDRICHS DES GROSSEN

ZEITGENÖSSISCHE DARSTELLUNGEN

Preis in Leinen gebunden RM 30.–

148 Seiten und 68 Bildtafeln in Lichtdruck · Bildgröße 18 × 24 cm
Buchformat 24 × 32 cm
Mit einem Geleitwort von Reichsmarschall Hermann Göring
Text u. Tafeln sind ausgewählt, zusammengestellt u. erläutert
(mit Anmerkungen, Zeittafel und Namenverzeichnis)
von Professor Dr. Arnold Hildebrand
Direktor des Hohenzollernmuseums in Schloß Monbijou, Berlin

Die Vorlagen für die meisten Bildtafeln wurden für dieses Werk eigens neu von Erich Kirsten, Fotografen des kunsthistorischen Instituts der Universität Leipzig, geschaffen. Der Schutzumschlag wurde von Johannes Boehland nach der Ölskizze von G. W. v. Knobelsdorff gezeichnet. Der Einband zeigt die Haupt- und Kehrseite der Schaumünze auf die Thronbesteigung am 31. Mai 1740 in zweifarbiger Prägung ...

Das vorliegende Werk bringt auf 68 Lichtdrucktafeln die ikonographisch und künstlerisch bedeutenden zeitgenössischen Bildnisse des Königs zum größten Teil nach neuen für dieses Werk gemachten Aufnahmen, darunter eine Reihe von Köpfen in Großaufnahmen. In seinem Geleitwort feiert Reichsmarschall Hermann Göring die Unvergänglichkeit der Ruhmestaten des siegreichen großen Preußenkönigs, dessen Bild kraftvoll in das gewaltige und erhebende Geschehen unserer Zeit strahlt.

NIBELUNGEN-VERLAG · BERLIN · LEIPZIG

SOLDAT UND STAATSMANN

SCHRIFTENREIHE DER »AKTION«

Herausgeber: Dr. Franz Riedweg

HEFT 1

FRIEDRICH DER GROSSE

Soldat, Staatsmann, Denker

Aus seinen Schriften ausgewählt von Franz Riedweg

70 Seiten, Handsatz aus der Claudius-Fraktur, und 8 Seiten Bilder nach zeitgenössischen Darstellungen des großen Königs

HEFT 2

DER AUFGANG DES REICHES · HEINRICH I.

Von Jakob Schaffner

74 Seiten Text, gesetzt aus der alten Schwabacher, und 3 Kartendarstellungen

HEFT 3

UNSTERBLICHE SOLDATEN

Von der Überwindung des Todes durch den Geist

Von Ministerialrat Dr. Max Simoneit

Mit 17 Aufnahmen von Totenmasken. 44 Seiten auf Kunstdruck

HEFT 4

AUFBRUCH ZUR FREIHEIT

1813 - 1814 - 1815

Aus zeitgenössischen Schriften ausgewählt von Franz Riedweg

56 Seiten und 16 Bildtafeln

HEFT 5

POLITISCHES SOLDATENTUM

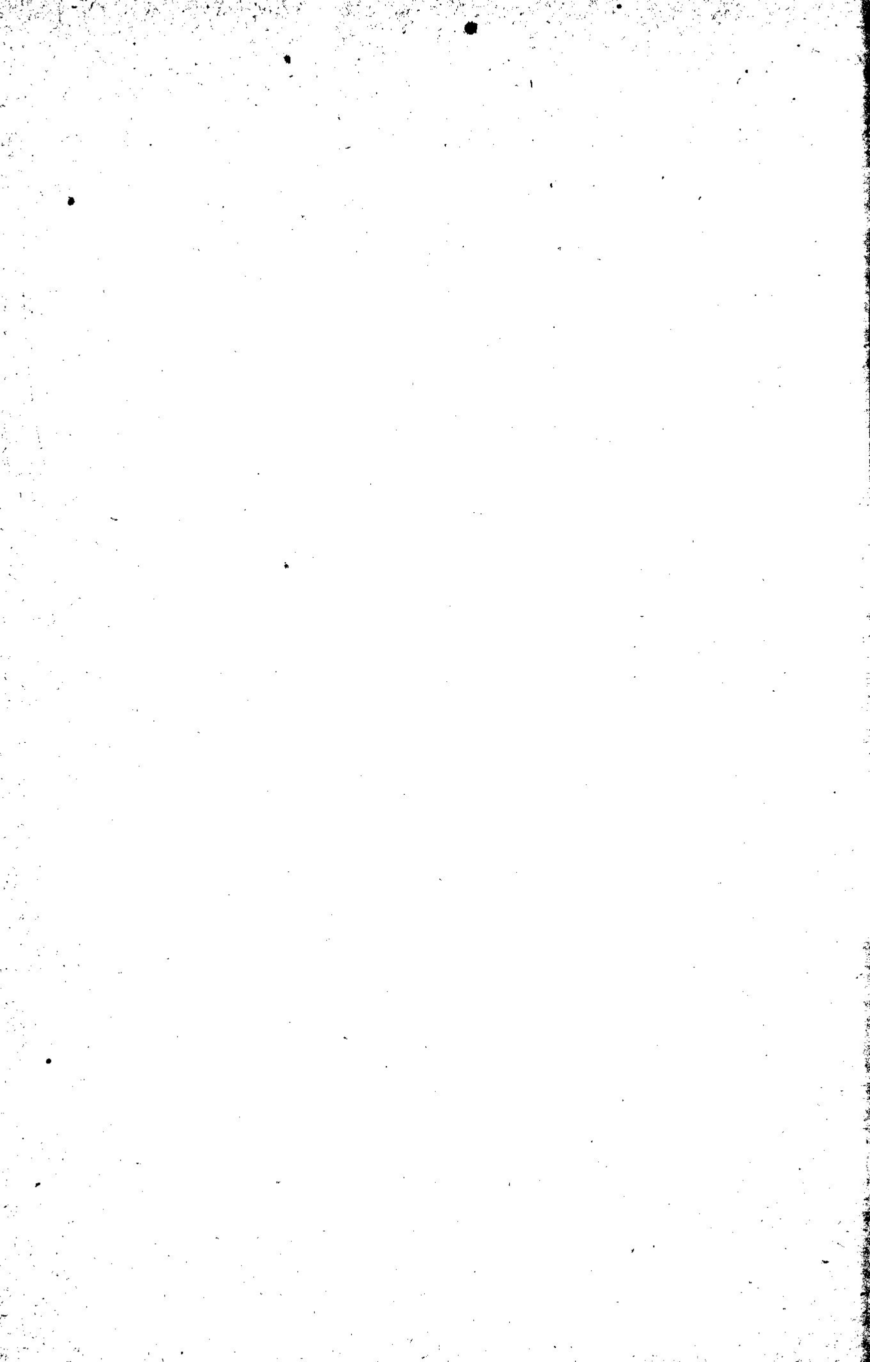
Carl von Clausewitz

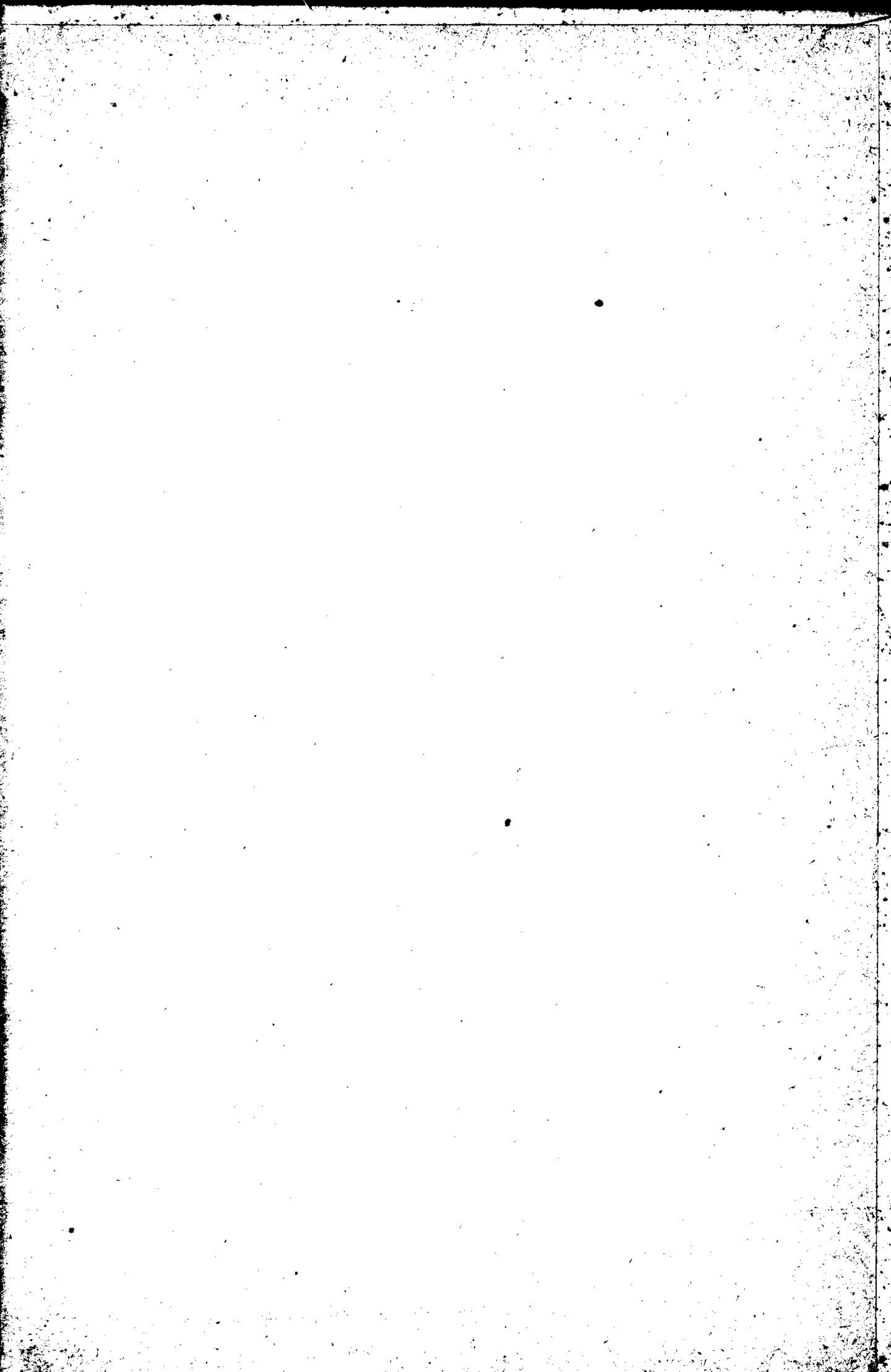
Aus seinen Schriften ausgewählt von Walter Faltz

64 Seiten und 6 Bildtafeln

Preis des Heftes RM 2.–

NIBELUNGEN-VERLAG · BERLIN · LEIPZIG





MEISSNER & BUCH ·· LEIPZIG-BERLIN